

Deutsche Texte

29

Herausgegeben von
GOTTHART WUNBERG

SAMUEL LUBLINSKI

Die Bilanz der Moderne

Mit einem Nachwort
neu herausgegeben von
GOTTHART WUNBERG

Max Niemeyer Verlag
Tübingen



Ausgewählte Schriften I

ISBN 3-484-19029-9

© Max Niemeyer Verlag Tübingen 1974
Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Ver-
lages ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf
photomechanischem Wege zu vervielfältigen. Printed in Germany.

Inhalt

SAMUEL LUBLINSKI

Die Bilanz der Moderne

Vorrede	V
Erster Teil: Die Moderne.....	I
Geistige Struktur um 1890	3
Der Naturalismus	50
Impressionismus und Neu-Romantik I. Kulturpolitik	107
Impressionismus und Neu-Romantik II. Symbolismus und Lyrik	151
Zweiter Teil: Literatur und Publikum.....	183
Das Publikum	185
Die Erzählung	217
Gerhart Hauptmann	250
Die Reaktion	273
Dritter Teil: Anfang und Ausblick	307
Moderne Religion	309
Allerlei Anfänge	342
NACHWORT DES HERAUSGEBERS	369
Samuel Lublinskis Versuch, Literatur soziologisch zu verstehen	369
1. Biographica, Literarhistorisches, 2. Lublinskis Position, 3. <i>Die Bilanz der Moderne</i> , 4. Samuel Lublinski und Franz Mehring, 5. Lublinskis »naturalistisches Symbol« als psychoanalytisch interpretierbarer Fetischbegriff, 6. Paul Ernst versus Lublinski: Zur Genese der Neoklassik, 7. Samuel Lublinski und Rudolf Borchardt: die Konvergenz des Divergierenden	
ZUR NEUAUSGABE DER SCHRIFTEN LUBLINSKIS	407
NAMENREGISTER	408
SACHREGISTER	412

Die
Bilanz der Moderne

Don

S. Kublinski



Berlin 1904
Verlag Siegfried Cronbach

Vorrede.

Dieses Buch versucht sich an einer Aufgabe, die ihrer Natur nach nur eine Annäherung an ihr Ziel, in keinem Fall eine völlige Verwirklichung erwarten läßt. Die letzten zwanzig Jahre der modernen deutschen Literatur sollen nicht nur ästhetisch abgeschätzt, auch nicht einmal lediglich in ihren soziologischen Triebfedern bloßgelegt, sondern vor allem auf ihr unbewußt waltendes Grundgesetz zurückgeführt und an diesem Maßstab gemessen und kritisiert werden. Zugleich steht es dem Verfasser völlig fest, daß die ganze Entwicklung ihr reines Gesetz bisher noch nicht allseitig herausgearbeitet hat, sondern daß sie in vielen und vielleicht den meisten Fällen stark von dieser Linie abirrte. Es wird die Hoffnung, ja sogar der ziemlich dringende Wunsch ausgesprochen, die Moderne möchte zur Selbstbesinnung gelangen, sich ihres Grundproblems bewußt werden. Der Verfasser tritt also als ein Mann auf, der eine Wahrheit gefunden zu haben glaubt, für die er normativen Charakter beansprucht. Ganz gewiß wird ihm jeder Unbefangene das Zeugnis nicht versagen, daß er sich redlich in die Gefühls- und Gedankenmassen der Moderne hineinversenkt hat und eifrig bemüht war, aus der Sache selbst und nicht etwa aus der Tiefe seines Gemütes die geheime Tendenz der Bewegung zu konstruieren. Selbst aber wenn man von der unvermeidlichen subjektiven Fehler-

quelle jedes menschlichen Urteils ganz absehen wollte, so steht ihm und allen heute noch viel zu geringfügiges Material zur Verfügung, als daß jetzt schon ein erschöpfendes induktives Erkennen ohne mancherlei Ahnung und Kombination denkbar wäre. Damit aber ist auch die Unvermeidlichkeit gegeben, daß sich in die Resultate und Deduktionen dieser Arbeit ein hypothetisches Element einschleicht, und daß es ohne Wagnis und Prophezeiung nicht abgehen kann, wobei dann auch der beste Prophet nicht ganz dem Schicksal entgehen dürfte: „aber es kommt immer anders“. Das Einzige also, was der Verfasser vernünftigerweise hoffen darf: daß dieses künftige Andere ein ungefähr Ähnliches sein wird, daß er zwar nicht des Rätsels Lösung schlechthin gefunden hat, aber wenigstens eine Formulierung, die dem Problem beträchtlich näher kommen mag. Ist dem so, dann kann eine solche obwohl nur andeutende Feststellung allerdings vom größten positiven Wert sein, indem sie eine Bewegung über ihre Natur und ihre nächsten Ziele aufklärt. Mehr wurde mit diesem Buch nicht angestrebt, und es ist füglich Sache der Kritik und der fürtrefflichen Zeitgenossen, ob diese „Bilanz der Moderne“ stimmt und ihnen etwas zu sagen hat oder nicht. Ich aber — hier muß ich die bescheidene Redeform in der dritten Person nun schon fahren lassen — bin mir meines Wagnisses wohl bewußt gewesen und habe mich lange gefragt, ob ich in einem so positiven und entschiedenen Ton reden dürfte, bis mir das gute Wort von Altmeister Goethe in den Sinn kam:

Denn wer in schwankender Zeit noch schwankend gesinnt ist,
Vermehret das Übel.

Aber allerdings bin ich nicht mit flotter Leichtherzigkeit an die Arbeit gegangen, und meine Sympathien wie Antipathien mußten sich eine gründliche Nachprüfung gefallen lassen. Aus der Entfernung, die durch ein Buch bedingt wird, sieht sich manches doch anders an als im journalistischen Nahkampf, und da und dort mußte ich ein allzugünstiges Urteil über irgend einen braven Poeten sacht wieder ein wenig zurückschrauben, während solche, die mich schon früher nicht begeisterten, keineswegs in meiner Gunst stiegen. Andere, denen meine Verehrung von Anbeginn gehörte, mußten immerhin kritisiert und nuanciert werden, und dabei ergab sich so manches in früheren Zeiten übersehene Zwischenglied.

Wenn mir nun aber alle diese doch noch lebendigen und höchst aktionslustigen Zeitgenossen hinterher einen Schabernack spielen? Schließlich, man kann nicht wissen, so manch einer hat vielleicht bereits ein unsterbliches Meisterwerk auf seinem Schreibtisch liegen, und ein anderer, den ich jetzt immer noch in Mittelgröße sehe, kann in kurzer Zeit sehr klein werden, sei es, daß er verfällt oder daß ganz neue Perspektiven auftauchen. Vor diesem Schicksal kann ich mich nicht gesichert fühlen, und keiner kann es, der über Werde-Zustände ein Urteil abzugeben hat. Jedoch gehören solche Urteile gleichfalls zu den bezeichnenden Merkmalen, zu der geschichtlichen Signatur von Übergangszeiten: es muß den Historiker interessieren, wie Zeitgenossen diese Zustände empfunden haben und auf welchem Weg sie einen Abschluß suchten. Ich wäre darum schon sehr zufrieden, wenn ich in dieser Beziehung typische Gefühle des letzten Jahrzehntes an das

Licht gehoben hätte. Außerdem kommt mir, wie bei einem früheren Werk, zugute, daß das soziologische und sozialpsychische Element das eigentliche Thema meiner Arbeit ist, und wenn ich nur hier festen Boden unter den Füßen habe, so kann mein Werk seinen Wert behaupten, selbst wenn die Herren Autoren, die ich über- oder unterschätzt haben sollte — letzteres fürchte ich weniger —, mich in mehr oder minder angenehmer Weise durch künftige Leistungen dementieren sollten.

Außerdem verdanke ich diesen soziologischen Zwecken noch eine andere sehr angenehme Möglichkeit: ich habe es nicht nötig, meine sämtlichen mehr oder minder berühmten Kollegen zu erwähnen. So mancher Name, der gegenwärtig Publikums- und Salonkurs hat, fehlt in dem Buch: ich hätte ihn auch in einer Kur-Literaturgeschichte nicht erwähnt. Andere wieder, die zu gutem Recht Anerkennung gefunden hatten, wurden deshalb nicht verzeichnet, weil es in einer literarischen Soziologie häufig genügte, auf die besonders typischen Vertreter einer zeitpsychischen Geistesrichtung zu verweisen. Falls demnach irgend ein liebwerter Mitliterat seine interessante Physiognomie in meinem Buche vermissen sollte, so möge er nicht unermesslichen Groll in seiner Brust beherbergen: vielleicht, er kann es ja nicht wissen, rechne ich ihn zu der zweiten Kategorie. — Er möge es glauben, ich werde mich vor einem Dementi hüten.

Berlin, 22. März 1904.

Eublinski.

Erster Teil:
Die Moderne

Geistige Struktur um 1890.

Im März 1890 reichte der bisher mächtigste Mann in Deutschland, Reichskanzler Fürst Bismarck, seine Entlassung ein. Mit ihm fiel zugleich das Hauptbollwerk der Regierungskunst seiner letzten Jahre, das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie. Es war ein völliger Wendepunkt im deutschen politischen Leben, ohne Zweifel das wichtigste Ereignis seit der Reichsgründung. Ebenso sah sich aber auch die werdende neudeutsche Kultur durch diesen Umschwung vor eine Fülle von Problemen gestellt. Das revolutionäre junge Geschlecht, das damals gegen die Epigonenliteratur Sturm lief, war gar nicht in erster Reihe von ästhetischen Bedürfnissen ausgegangen. Die ausgeleerte und in angeblühter „Schönheit“ erstarrte oder vielmehr verniedlichte Form der Buzenscheibenpoeten jener Tage wurde nicht etwa der Epigonenkunst, sondern der Kunst schlechthin auf Rechnung geschrieben, und so begehrte man keineswegs einen neuen Stil, sondern neue Stoffmassen, neues Blut, überhaupt eine völlige Auffrischung von Literatur und Leben. Die Schönheit wurde mit Bannstrahlen förmlich überschüttet, und Wahrheit lautete jetzt das Schlagwort, Wahrheit um jeden Preis, mochte darüber auch die ganze bisherige Kunst und Kultur zum Teufel gehen. Man fühlte sich mit Wonne und wohl

auch mit etwas Pose als urwüchsige Barbaren, die alte Götzenbilder zerschlugen, und keiner dieser rabiaten Stürmer fürchtete sich im entferntesten vor einem Pilatus, der ihm mit der skeptischen Frage kommen mochte: was ist die Wahrheit? Die Antwort hätte frisch und fröhlich ge-
 lautet: die Gegenwart ist die Wahrheit. Unse leuchtenden Lokomotiven, unsre rastlos hämmernden Maschinen, unsre Technik und Naturwissenschaft — da haben wir ganz ohne Frage die Wahrheit, und das ist der einzige Stoff, der eines modernen Dichters würdig wäre. Dieses Dogma, dieser tölpelhaft naive Rausch stand einem Geschlecht sehr gut an, das im neuen Reich zusammen mit der neudeutschen Industrie und Technik aufgewachsen war. Die industrielle Revolution hatte mit den früheren kleinstwirtschaftlichen Verhältnissen rücksichtslos aufgeräumt und war immer noch im siegreichen Vorschreiten begriffen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie in den Augen einer Jugend, die mit den bisherigen Autoritäten gebrochen hatte, als die einzige moderne Macht erschien, als das moderne Leben schlechthin. Von hier aus fand sich dann ein leichter Übergang zu den politischen Partiekämpfen der wildesten Art, die mit der Industrie zugleich über Deutschland hereinbrachen. Es war unmöglich, sich dem Problem zu entziehen, das im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens stand und weit über den Rahmen der Politik hinausging. Die soziale Frage warf ihren mächtigen Schatten und stand bald genug auch im Brennpunkt aller kulturellen und künstlerischen Bestrebungen. Sie schien geradezu das entscheidende Kennzeichen für die moderne Richtung werden zu wollen.

Alle diese jungen Intellektuellen, die mit großer und lauter Begeisterung eine literarische Revolution hervorriefen, fühlten sich selbstverständlich zu den politischen Revolutionären hingezogen. Der eine Radikalismus erweckte die Sympathien des andern, und über diese Gleichheit des Temperaments hinaus schien noch eine innere geistige Notwendigkeit ein enges Bündnis zu erfordern. Denn die jungen Dichter und Literaten beehrten ja zunächst neues Material für die künstlerische Darstellung, möglichst aktuelle, recht handgreiflich realistische Stoffe: eben jene Modernität um jeden Preis, die schließlich nicht nur in der industriellen Technik, sondern wohl auch in den industriellen Lohnkämpfen ihre gewichtige Rolle spielte. Man bildete sich ein, weiter nichts nötig zu haben, als Einzelausschnitte aus diesen Kämpfen mit der Feder in der Hand sorgsam zu kopieren, um mühe- los moderne Dramen und Erzählungen und vielleicht auch Gedichte in Hülle und Fülle zu erzeugen. Das war freilich eine Illusion. An der sozialen Frage, der sich die Literaten mit einem sonst gar nicht so un- ebenen Instinkt zuwandten, sollten sie sich die Zähne gründlich ausbeißen, weil sie über ein ungeheures Miß- verständnis nicht hinwegkamen.

Die soziale Frage wurde von der Arbeiterbewegung des vierten Standes getragen, von einer durch und durch modernen Gesellschaftsklasse. Die jungen Leute der bürgerlichen Intelligenz stammten dagegen in ihrer großen Mehrheit vom ältern Liberalismus und Radikalismus ab, der einst für allgemeine Menschenrechte geschwärmt hatte, solange er nämlich noch nicht wußte, daß er nur der

Platzhalter des Kapitalismus wäre, und auch die temperamentvollen Literaten der neunziger Jahre wußten es immer noch nicht, und waren, wenn sie sich der Sozialdemokratie zuwandten, nur zum kleinern Teil von den wirtschaftlichen Beweggründen des modernen Proletariats und hauptsächlich von den politischen Impulsen eines Bürgertums vergangener Zeiten bestimmt. Dabei aber entfaltete auch die Politik im engeren Sinn bei dem Proletariat andre Methoden und Mittel, als sie dem aufstrebenden Bürgerstand einst eigentümlich waren. Der Arbeiter bekämpfte mit einer oft elementarischen Erbitterung den Unternehmer und die Fabrik, und in seiner Frühzeit hatte er vielfach sogar die verhaßten Maschinen zerschlagen. Das alles war längst vorbei, und er stellte sich nunmehr das Ziel, Fabrik und Maschine dem Unternehmer zu entreißen und in die eigne Regie zu nehmen, oder, mit andern Worten, diese Produktionsmittel in den Gesamtbesitz der Gesellschaft zu überführen. Die Proletarier wollten nicht vernichten, sondern vielmehr beerben, und ihre Feinde, die Fabrikanten, waren in gewissem Sinn ihre Vorkämpfer und Platzhalter. Die beiden Gegner waren feindliche Brüder, während das revolutionäre Bürgertum vor einem halben oder ganzen Jahrhundert fast nur absolute Gegner und Gegensätze gekannt hatte. So sehr viel erbitterter und hartnäckiger der wirtschaftliche Kampf der Arbeiterklasse demnach auch war, so hatte sie doch in mancher Beziehung mehr historisches Verständnis für ihre Gegner, als ihre bürgerlichen Vorgänger aufzubringen vermochten. Gerade weil der Sozialismus diesen Gegner so gut verstand, bekämpfte er ihn um so entschlossener,

wie ja Bürger- und Familienkriege immer die schroffsten Formen anzunehmen pflegen. Und so sehr das Proletariat an sein Klasseninteresse dachte, so war es sich dennoch auch bewußt, daß sein Endziel, die Überführung der Produktionsmittel in den Gesamtbesitz, schließlich der ganzen Menschheit zugute kommen mußte. Der entschlossenste Klassenegoismus verwandelte sich also plötzlich in univervale Menschenliebe, während eben erst, gegenüber dem Unternehmer, die scheinbare Familienzugehörigkeit in den bittersten Gegensatz umgeschlagen war. Jedes Ding schien sich in dieser sozialen Bewegung förmlich in sein Gegenteil zu verwandeln. Es war keine geradlinige und schematische Entwicklung, die sich hier entfaltete, sondern gleichsam jene These und Antithese, die sich hinterher in eine höhere Einheit auflöste, — die Hegelsche Dialektik. Tatsächlich hat ja auch Marx die Theorie Hegels vom Satz und Gegensatz und von beider Zusammenfassung in einer höhern Form auf die Arbeiterbewegung übertragen, die den Gegensatz von Kapital und Arbeit im Kommunismus auflösen sollte. Eben weil der Marxismus diesem zugleich komplizierten und einfachen Wesen der Sozialdemokratie vollkommen entsprach, deshalb allein ist er auch durchgedrungen. Marx aber stammte von Hegel ab, der einst einen Höhepunkt der Kulturbewegung des Bürgertums bedeutet hatte. Es war zu vermuten, daß gerade die Intelligenzen aus dem Bürgerstand, die eine neue Kultur beehrten, von hier aus an die Sozialdemokratie herantreten würden. Aber es geschah das Gegenteil. Gerade die Marxistisch-Hegelsche Dialektik wurde von den literarischen Revolutionären

am wenigsten verstanden und fiel gänzlich unter den Tisch.

Die literarischen Stürmer und Dränger hatten die Traditionen der alten Barrikaden-Revolution im Blut. In frühern Jahrzehnten genügte, wenigstens dem Schein nach, ein fröhlich-frischer Aufstand auf der Straße mit ein paar Flintenschüssen und sehr viel Begeisterung, um dem Bürgertum zum Sieg zu verhelfen. Man bildete sich ein, es würde in Zukunft ebenso gehen. Während für Marx von fast gleicher Wichtigkeit wie der Sieg selbst die Frage war, auf welchem Weg und mit welchen Mitteln man siegen würde — dabei entdeckte er die innere Gegensätzlichkeit und Dialektik im modernen Wirtschaftsleben — machten sich darüber die bürgerlichen Brauseköpfe der achtziger und neunziger Jahre gar keinen Kummer. Sie glaubten einfach an eine mystische Freiheit schlecht-hin, wie einst ihre Väter, und modernisierten diesen Glauben höchstens im äußern Aufzug. Statt Freiheit sagte man Entwicklung und spielte mit ein paar Resultaten der modernen Nationalökonomie und modernen Naturwissenschaft. Marx hatte die Ansicht ausgesprochen, daß im Fortgang der Zeit einige wenige Großkapitalisten und eine völlig proletarisierte Masse zurückbleiben würden. Dann mußte, wie von selbst, die „Expropriation der Expropriateure“ erfolgen, die Enteignung der Wenigen zugunsten der Gesamtheit. So ungefähr dachte er sich die künftige Entwicklung, und kein Zweifel, dieses Schlußresultat ergab ein grandioses Tableau: eine enteignete und entrechtete, in das Proletariat hinabgestoßene, unendlich wogende Volksmasse und ein winziges Häuflein

von Billiardbären, in deren Händen sich alle Reichtümer des Globus konzentrierten! Wenn man sich außerdem noch sagte: so muß es kommen, das ist eine Naturnotwendigkeit, dahinter steht die mystische Entwicklung; ja, dann hatte man eine Perspektive, an der man sich berauschen konnte, wie in frühern Zeiten am tönenden Freiheitspathos eines Schiller oder Herwegh. Die Kleinigkeit, wie und in welcher Form und auf welchen Wegstrecken sich diese berühmte „Entwicklung“ eigentlich entwickeln würde, interessierte weit weniger, obgleich sich doch Marx selbst recht sehr dafür interessiert hatte. Er schrieb drei mächtig schwere Bände „Kapital“, ein gewaltiges wissenschaftliches Werk, das wie aus den Quadersteinen römischer Kolossefen gefügt erscheint. Eindringlich und bis in die winzigste Einzelheit hinein untersuchte er den Weg der ökonomischen Entwicklung. Diese Untersuchung und genaue Kenntnis war ihm vor allem wichtig, und nur aus dieser Forschung heraus gelangte er am Schluß des ersten Bandes seines Werkes zu der Prophezeiung von der Expropriation der Expropriateure. Immer wieder mußte sich seinen Jüngern demnach die Frage aufdrängen, ob er auch richtig gesehen hätte, und so kreiste fortwährend die sozialistische Kritik um das Problem der ökonomischen Dialektik. Der sozialdemokratischen Theorie entsprach insofern auch die Praxis, als die politisch organisierten Arbeiter mit allen Mitteln kämpften, mit dem Stimmzettel und mit Debatten im Reichstag, und daß sie sich dabei dennoch ihrer revolutionären Natur vollaufbewußt blieben. Für sie lag mitunter schon in der langsamen, logischen und unwiderstehlichen Evolution die

Revolution, und so interessierte sie in der Praxis, genau wie in der Theorie, hauptsächlich der Weg der Entwicklung, während das Endziel, ohne vergessen zu werden, mehr als ein letztes und logisches Resultat erschien und gewissermaßen vernachlässigt wurde. Diese Methode schlug allen Überlieferungen der bürgerlichen Revolutionäre ins Gesicht. Das Wort Revolution war bisher von einer blutroten Gloriole umstrahlt gewesen, von purpurner Jakobinerromantik, von Napoleonischer Legende: sie wurde als eine historisch-phantastische Mythologie empfunden, als eine Beethovensche Troika. Von diesem Glauben wollten zunächst auch die literarischen Stürmer und Dränger der neunziger Jahre nicht lassen, die mit völliger Klarheit erkannt hatten, daß eine literarische Entwicklung ohne Anlehnung an die politischen und sozialen Kräfte und Kämpfe des Jahrhunderts nicht mehr denkbar wäre. Sie lehnten sich demnach an die Sozialdemokratie an und hatten dabei die Aufgabe, ihren bengalisch beleuchteten Revolutionsbegriff mit dem Begriff einer dialektischen Entwicklung in Einklang zu setzen. Diese Aufgabe war wirklich eine verzweifelte, um nicht zu sagen eine unmögliche. Daher darf es auch nicht wunder nehmen, daß gleichfalls sehr verzweifelte sonderbare Wege eingeschlagen wurden, um dennoch zu einem Ziel zu gelangen. Wie an jeder, so hat sich auch an dieser Unmöglichkeit allerlei Mystik, Phantastik und Romantik entzündet.

So viel war aller Welt schließlich klar geworden: es handelte sich nicht nur um die Freiheit, sondern auch um die soziale Frage. Man mußte sich also mit National-

ökonomie, mit Einzeluntersuchungen über die Lage der verschiedenen Klassen und überhaupt mit volkswirtschaftlichen Problemen jeder Art gründlich beschäftigen. Es konnte kommen, daß dabei ein junger Schwärmer aus dem Kleinbürgerstand etwa auf die grauenhaften Verwüstungen hingewiesen wurde, die zum Beispiel das Pestgift des Alkohol im Volksleben bewirkte. Wenn er dann noch über eine Portion Idealismus verfügte und den heißen Drang verspürte, hilfreich einzugreifen, dann mochte er schleunigst einen Verein zur Bekämpfung der geistigen Getränke begründen und im kleinen Kreise, wie dafür der technische Ausdruck lautete, segensreich wirken. Aber damit pflegte sich ein solcher Vereinsgründer selten zu begnügen. Er wollte im großen und allergrößten Stil sein Weltbeglückerwerk betreiben und nicht nur diesen oder jenen einzelnen Säufer, sondern gleich die ganze Menschheit aus dem einen Punkt von Grund aus kurieren. Früher hatte die Freiheit eine mystische Erlösermacht ausgeübt, und nunmehr trat das Wassertrinken an ihre Stelle. Wenn es nur gelang, Bier, Wein und Schnaps vom Erdboden zu vertilgen, so daß sie zu einer Märchenfabel wurden, dann war nicht nur, das Allermindeste, die soziale Frage gelöst, sondern auch alle seelischen Qualen der Menschheit, Haß und Eifersucht und Neid verschwanden für ewig vom Globus. Bei solchen Perspektiven konnte man natürlich nicht umhin, fortwährend in eine religiöse Ekstase zu verfallen. Man deklamierte, man philosophierte, man dichtete und überschlug sich in Lyrik und schrieb zugleich trockene und verdienstliche Abhandlungen über die Trunksucht, die mit einem unanfechtbaren Zahlen-

material belegt waren. Es war ein wunderlicher und nicht eben anmutiger Widerspruch, der in jenen neunziger Jahren des eben verfloffenen Jahrhunderts alle die bürgerlichen Kreise beherrschte, die sich von halbwegs radikalen Stimmungen erfüllt zeigten. Wo es zufällig nicht der Alkohol machte, da machte es ganz gewiß der Tabak, und wenn man diesen zur Not noch gelten ließ, dann wurde die Fleischnahrung mit Fluchen belegt, und die Pflanzenkost war der Messias der Menschheit. Manchmal entwickelte sich der eifrige Apostel aus einem solchen gräßlichen Materialismus in den Idealismus hinein, und Spiritismus und Theosophie verbreiteten ihre lieblichen Düfte. Auch der Anarchismus entwickelte sich, aber nicht der bombenwerfende, brutale und gemeine, sondern ein sogenannter Edelanarchismus, der fortwährend mit allerlei sozialen Kleinproblemen dilettierte und daneben höchst gefühlvolle und höchst überflüssige, aber hochpathetische, lyrisch-religiöse Vereinsmeierreden zum besten gab. Das farbloseste, aber dennoch typische Beispiel für diese ganze Zeitstimmung war der „Verein für ethische Kultur“, der damals begründet wurde. In seinen Einzelabteilungen entfaltete er eine ganz brave Betätigung auf dem Gebiet des sozialen Kleinlebens und veröffentlichte brauchbare Untersuchungen. In den gemeinsamen und für weitere Kreise bestimmten Versammlungen wurde dagegen furchtbar viel geredet oder vielmehr gepredigt, wobei man sich vergeblich abquälte, dem nüchternen Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts Schwung, Feuer und religiöse Ekstase einzuhauchen. Immer und überall kam eine Skizze der Arbeiterbewegung heraus, weil man die soziale

Frage nicht als eine Gesamtheit erfaßte, nicht als eine Entwicklung und Verwicklung unzähliger Einzelprobleme in einem komplizierten Prozeß. Die bürgerlichen Revolutionäre waren viel zu ungeduldig und wollten es einfacher haben. Sie griffen darum ganz willkürlich irgend eine Einzelerrscheinung heraus, zum Beispiel eben die Trunksucht. Aber während es sich in der alten Zeit wundervoll für die Freiheit schwärmen ließ, die nichts war als ein Wort und darum dem Bedürfnis nach einem Wortausch keinen Widerstand entgegensezte, bestand diese verzweifelte und hartnäckige Trunksucht durchaus darauf, erst einmal genau untersucht und beschrieben zu werden. So wurde der überschwängliche Religiöse fortwährend in einen sehr nüchternen und schier kleinlichen Sozialpathologen verwandelt. Doktrinäre Beschränktheit und ein Schwelgen in Ekstase taten sich zu einem grotesken Bündnis zusammen. Und mit diesem organischen Gebrechen begann die moderne Literaturbewegung. Sie war, wenn man will, in ihren Anfängen eine Mißgeburt, eine Abnormität, wobei man nur nicht vergessen darf, daß es oft sehr interessante und selbst wertvolle Mißgeburten geben mag.

Es gab nämlich dennoch einen Weg, diese beiden Extreme, die Ekstase und die Exaktheit, zeitweilig miteinander zu verschmelzen. Eine drollig-großartige Symbolik überbrückte scheinbar den klaffenden Widerspruch und täuschte eine innere Einheit vor, die manchmal sogar, in diesem oder jenem Glücksfall, eine künstlerische Wirklichkeit wurde. Der Kreuzritter gegen den Alkohol konnte sich, wenn er Phantasie genug besaß, diesen seinen Feind

im Symbol einer beliebigen Großstadtkneipe verkörpert denken. Diese Kneipe befand sich in einem verfallenen schmutzigen Gebäude, das riesenhaft emporzuwachsen und sich in das Unendliche zu erweitern schien, bis es ganz und gar den Horizont erfüllte und bald die ganze Welt, so daß alles andre vor diesem monumentalen Ungeheuer versank. Man brauchte dann nur noch Säufertypen mit naturgetreuer Einzelschärfe herauszutreiben und etwas Sozialpsychologie des Säufertums hinzuzutun, und der Eindruck von Monumentalität, Ekstase und Weltuntergang war reichlich vorhanden, während die getreue und „wissenschaftliche“ Sozialuntersuchung gleichfalls nicht fehlte. Der Kunstgriff bestand darin: man ließ die Welt vergessen, daß es in ihr noch andre Leute als Säufer gab. Darin lag keine Unehrlichkeit, weil diese jungen Leute als echt kleinbürgerliche Revolutionäre mit inbrünstigem Fanatismus an ihre jeweiligen Stedenpferde glaubten. Wem der Alkohol den Urspruch der Menschheit bedeutete, für den war eben das ganze Weltall oder zum mindesten der Erdball nichts als eine verpestete Schenke. An die Stelle der Kneipe trat auch das Warenhaus oder der brünstige Erdboden oder die Geschlechtlichkeit oder der Krieg oder der Fleischgenuß — man war in jedem Fall ein Monomane und blind für alle andern Farben. Man lebte und schwelgte in einer ewigen und berausenden Atmosphäre von naturalistischen Symbolen, die man aber nicht für Symbole hielt, sondern für Wirklichkeit.

In diesem Wahn wurden die jungen Phantasten noch von der modernen Naturwissenschaft bestärkt, deren biologische und physiologische Tatsachen damals in weitere

Kreife drangen. Die Entwicklungslehre des Darwinismus wurde nicht in ihrer streng wissenschaftlichen, sondern in ihrer gleichsam mythologischen Gestalt begierig aufgegriffen. Heute ist in den Naturforscherkreisen lebhafter als je der Streit entbrannt, ob es wirklich dieser vielberufene „Kampf ums Dasein“ wäre, der die Entwicklung der Arten vom Bazillus bis zum Menschen hervorgerufen hat, oder ob es nicht viel friedlicher dabei zugeing, und man versucht jetzt, die grandiose Katastrophentheorie der gewaltsamen Auslese und Vererbung durch die Hypothese einer langsamen Anpassung zu ersetzen. Sollten die Vertreter dieser letzten Anschauung recht behalten, so hätten sich die revolutionären Literaten der neunziger Jahre wieder einmal durch ein berückendes Mißverständnis gründlich verführen lassen. Ihnen war der „Kampf ums Dasein“ die Hauptsache, dieses mächtige Schlachtfeld der Natur, die kolossale Methode der Entwicklung, die gleichsam durch eine Schreckensherrschaft höhere und immer höhere Arten emportrieb, bis als letztes Glied einer jahrbillionenlangen Reihe endlich der Mensch entstand. Diese Lehre sorgte für revolutionäre Stimmung und auch für wissenschaftliche Exaktheit. Man konnte sich auf den größten Naturforscher des Jahrhunderts berufen und mit Fachausdrücken aus der Biologie, Zoologie und Physiologie nur so um sich herumwerfen. Die Natur selbst war in dieser Lehre zu einem revolutionären Symbol geworden, und das genügte den enthusiastischen Literaten. Man ging im übrigen den einzelnen Phasen ebensowenig nach, wie man es in der Nationalökonomie getan hatte. Für Darwin und für Marx mochte die genaue Erkenntnis des Ent-

wicklungsprozesses selbst die Hauptsache sein, nicht aber für ihre wunderlichen Jünger im literarischen Deutschland. Die begnügten sich mit den beiden großen Symbolen: Kampf ums Dasein und Expropriation der Expropriateure, und verknüpften damit in gewaltsamer Weise allerlei angeblich wissenschaftliche Einzelresultate. In dieser Naturwissenschaft für Literaten lieferte der Darwinismus das berückende Symbol und die Physiologie das Einzelmaterial. Damals stand in biologischen Kreisen gerade wieder die Frage der Vererbung von Krankheiten und Charaktereigenschaften zur Debatte. Die Wissenschaft versuchte experimentell hinter das Geheimnis zu kommen und zog auch die Statistik zur Hilfe heran, um die Herkunft verheerender Volkskrankheiten zu ermitteln. Diese Richtung der Wissenschaft war Wasser auf die Mühle der Stürmer und Dränger. Denn so eine ererbte Krankheit gab Anlaß zu unheimlichen Mythologien jeder Art. Da war zum Beispiel ein ehrvergessener Familienvater, der dem Alkohol und geschlechtlichen Ausschweifungen fröhnte. Man konnte hierbei die beiden Riesensymbole heraufbeschwören: die Gesellschaft als Schenke und die Gesellschaft als Bordell. Hatte man in diesen grausigen Perspektiven genügend geschwelgt, dann mußte schleunigst irgend ein unschuldiger Sohn daran glauben, dem der Vater eine Rückenmarkslähmung oder gar eine Geisteskrankheit vererbte. Zu diesen Schicksalsverkettungen lieferte alsdann der Darwinismus den infernalischen Hintergrund einer furchtbar grausamen Natur, die das Schwache und Lebensunfähige gemüthlich austraupte als wäre es Gras. Natürlich fehlte es auch nicht an doktrinärer Exaktheit, an sorgfältig

ausgeführten psychiatrischen Studien, die gut oder schlecht mit dem phantastisch-gewaltigen Hintergrund verkettet wurden. Immer wieder trat dieser Widerspruch hervor, und immer wieder wurde er durch das naturalistische Symbol scheinbar überwunden. Die soziologisch-statistische Betrachtungsweise hätte ihre innere Nüchternheit wohl bald offenbart. Aber dann kam zur rechten Zeit diese romantisch verstandene Physiologie, diese dunkle Mystik der Vererbung, und man schwelgte wieder mit gutem Gewissen in einem tollen Rausch. Diese verbissenen und gewissenhaften Doktrinäre hielten sich für himmelstürmende Titanen und waren es sogar vielleicht.

Wie aber sah es auf der Gegenseite aus? Die alten Mächte waren ja noch lange nicht ausgestorben, und Bismarcks jäher Sturz nützte den konservativen Parteien weit mehr als er ihnen schadete. Diese alten Gewalten hatten nun einen großen Märtyrer, und das wirkte zumal auf ihren Nachwuchs. Neben der sozialdemokratischen und literatur-revolutionären gab es auch eine konservative Jugend. Man hätte sich, wenn man Preisfragen liebte, gerade damals ruhig darüber den Kopf zerbrechen dürfen, ob Deutschland das typisch revolutionäre oder das typisch rückwärtliche Land wäre. Fast zum erstenmal seit den Tagen der Romantiker war der konservative Gedanke wieder etwas wie eine geistige Macht, und er wäre immerhin imstande gewesen, dem geistigen Gesamtbild der neunziger Jahre eine ganz andre Physiognomie zu geben oder es zum mindesten in bemerkenswerten Einzelzügen zu verändern. Aber dazu war gerade der Gegensatz jener alten Parteien zu der aufstrebenden Moderne

nicht mächtig und umfassend genug: auch diese Kreise litten an dem geheimen Grundgebrechen ihrer Gegner. Sie waren daher nicht imstande, den Angriff gegen den entscheidenden und allein verwundbaren Punkt zu richten und konnten nur ihrerseits die Abnormität, die in der Zeit lag, noch seltsamer und grotesker heraustreiben und geradezu zur Karikatur verzerren.

Soziale Probleme beschäftigten die Konservativen nicht in der Tiefe. Sie waren keine aufstrebende Klasse, die etwas zu erobern oder herrschende Gewalten anzuklagen hatte. Ihnen kam es vor allem auf die Behauptung ihres Besitzstandes an, der ja allerdings da und dort von der industriellen und kapitalistischen Revolution in seinen ökonomischen Wurzeln bedroht war. Aber die Rittergutsbesitzer des preussisch-deutschen Ostens hatten den Staat in der Hand und ließen sich einfach durch hohe Einfuhrzölle auf Lebensmittel über Wasser halten. So brauchten sie sich mit nationalökonomischen Studien nicht zu quälen und standen nur vor der Aufgabe, ihre bevorzugte Stellung im Staat zu rechtfertigen. In früheren Zeiten wurde zu diesem Zweck das Märchen vom blauen Blut erfunden, das aber inzwischen in Verruf geraten war und einer zeitgemäßen Auffrischung dringend benötigte. Die Konservativen gingen also, genau wie ihre Gegner, bei der modernen Naturwissenschaft in die Schule und heckten ein mehr modernisiertes Blutmärchen aus, die Legende von der Rasse.

Schon die Romantiker hatten auf die unbewußten Regungen des Gemütes verwiesen, auf die schöpferischen Kräfte der dunklen Instinkte und Gefühlsimpulse. Sie

waren sehr stark geneigt gewesen, diesen Instinkt über die bewußte Vernunft zu erhöhen, und sie hatten auch bereits die Vermutung ausgesprochen, daß das Erbe der Voreltern in den unbewußten seelischen Empfindungen ihrer Nachkommen zum Ausdruck käme. Die technische Bezeichnung dafür lautete: „Volksseele“. Oder man sprach von Stamm und Gau im Gegensatz zu Staat und Nation, vom weiblichen Prinzip der Natur, von der Nachtseite der Natur, vom Elementarischen, und wie sonst die Worte einer ringenden Sprache lauten mochten, die den dunkelsten Geheimnissen der Psyche zum Licht verhelfen sollten. Es war etwas Großartiges in diesem stammelnden Ringen der alten Romantiker gewesen, während sich ihre konservativen Epigonen die Sache merkwürdig leicht machten. Sie schienen durch die Errungenschaften der Naturwissenschaft glatt über alle Schwierigkeiten hinweggehoben zu sein und fabelten mit erstaunlich fröhlicher Unbefangenheit von physiologisch-körperlicher Vererbung. Ihren Gegnern, den jungen Literaten, war die Tatsache, daß sich Krankheiten vererbten, der Anlaß gewesen, die furchtbare Symbolik der Natur in der Verkleidung als Sozialpathologie mit erschütternder Wucht durchzuempfinden und mit zitternden Händen nachzubilden. Die bequemen Konservativen gaben dagegen nur die kategorische Erklärung zu Protokoll: wir haben besseres Blut. Unsere Vorfahren haben durch Mut und mächtige Leiblichkeit und Intelligenz den Gipfel der Macht erklommen, und es ist nicht zu zweifeln, daß wir, ihre Nachkommen, über die gleichen hohen Vorzüge verfügen. Denn die moderne Naturwissenschaft lehrt uns ja, daß körperliche Eigenschaften sich

vererben; also auch Eigenschaften der Seele, die ganz an den Körper und das Blut gebunden sind. Genau so hat das rebellische Pöbel, das gegen unsre Herrschaft sich aufzulehnen erdreistet, seine miserablen Qualitäten von nicht minder miserablen Vorfahren ererbt, und wir Konservativen tun recht daran, diese Hallunken aus schlechter Familie, diese skrophulöse Empörerbrut mit eiserner Faust niederzuhalten. Gleichheit aller Menschen und Humanität? Nein, das ist ein Irrwahn des vulgären alten Liberalismus, der von moderner Naturwissenschaft und von Vererbung keinen Schimmer hat. Nein, umgekehrt wird ein Schuh daraus: die Menschen sind ungleich. Die Entscheidung hängt an ihrem bessern oder schlechtern Blut, die Entscheidung hängt an der Rasse. So flöteten die konservativen plumpen Rattenfänger, und es brach ein üppiger und betäubender Rassenmystizismus über Deutschland herein. Die alte Romantik, die für Volkstümlichkeit und eine geheimnisvolle graue Vorzeit und für uralte Mythologien geschwärmt hatte, schien nun in großartigster Weise überboten zu sein. Es wurde jetzt einfach eine neue Mythologie erzeugt. Die geschichtliche und vorgeschichtliche Forschung wollte ein Urvolk der Arier entdeckt haben, von dem die modernen europäischen Kulturvölker abstammen sollten, vor allem natürlich die Deutschen. Aus Tacitus und andern idealisierenden Poeten war es bekannt, daß ein vorschriftsmäßiger Deutscher, in dessen Adern das Blut Hermanns des Cheruskers rollte, unbedingt über blaue Augen und blonde Haare zu verfügen hätte. Zwar dürfte im heutigen Deutschland ein vorbehaltloses Blond-

haar, das in gar keiner Weise ins Bräunliche schillerte, nicht mehr allzuhäufig zu finden sein. Aber so viel ist sicher, diese bräunliche oder blonde Farbe überwiegt im großen und ganzen jene dunkelschwarzen Haarzöpfe und Locken, die in Italien zwar auch bei den Ariern ziemlich häufig vorkommen mögen, während sie im Herzen Mitteleuropas zumeist nur bei den Juden eine Zuflucht finden. Diese überwältigende Tatsache muß doch auch den Verstocktesten von der Übergewalt der Rasse überzeugen. Denn die Haare sind ein vererbtes körperliches Merkmal, ganz ohne Frage, und es lebt in ihnen, woran höchstens ein rationalistischer Flachkopf von einem Liberalen zweifeln könnte, die geheimnisreiche Urseele und das Blut und die biologische Rassenkraft unserer Ahnherren von vor Jahrtausenden. So verkündeten es die antisemitischen Orakelsprüche, und was gab es da für einen blonden Germanen nicht alles zu schwärmen! Zum Beispiel: die Upanishaden, die Vedas, Indien, die heiligen Wellen des Ganges. Aber auch die Perser waren Arier, natürlich auch ihr Ormuzd, der Lichtgott, der vom düstern Ahrimann, der vermutlich dunkles Haar hatte, so unversöhnlich bekämpft wurde. Und dann weiter: ein rauschender Urwald, stolze und keusche Frauen, blauäugig und blond; und hochgewachsene Männergestalten in Tierfellen, die voll Urwüchsigkeit Methumpen leerten, sonst aber gleichfalls keusch, stolz, blauäugig und blond waren. Hermann der Cherusker, Siegfried, der grimmige Hagen, die Nibelungen — o Perspektive der Perspektiven! Aber es war nicht zu vergessen, daß die Sache noch viel weiter ging. Auch Fürst Bismarck gehörte, trotz des Gebelfers schnöder

Reichsfeinde, ganz ohne Zweifel zu den Nibelungenentfeln, wobei es nur zweifelhaft war, ob er von dem leuchtenden Helden Siegfried abstammte, der den Drachen, oder vom grimmigen Hagen, der den leuchtenden Helden Siegfried getötet hatte. Schließlich gewann die Hagen-Hypothese den Vorzug, obwohl es zu einer völligen Begleichung dieser hochwichtigen Streitfrage noch nicht gekommen ist. Wohl aber war man inzwischen beim Darwinismus angelangt, wenn auch ein Teil der Konservativen die Abstammung des Menschen vom Affen aus schuldiger Rücksicht gegen den mosaischen Schöpfungsbericht zaghaft anzweifelte. Aber man half sich, wie es ging, und ließ sich das Schlagwort „Kampf ums Dasein“ nicht entgehen. Wir sind Tiere, wir zerfleischen uns, das stärkere Raubtier siegt über das schwächere, und die „blonde Bestie“ ist stärker als alle die andern Bestien zusammen. So war also die Verbindungslinie von Hermann dem Eherusker zu Charles Darwin glücklich hergestellt, und historische Kostümkunststücke aus der archäologischen Kumpelkammer verquirkten sich mit Biologie und Zoologie zu einem unentwirrbaren Mischmasch, zu einem schauderhaften Ur- oder Überbrot. Die Herren Konservativen hatten eben gleichfalls ihr phantastisch-naturalistisches Symbol, das sie mit der Realität verwechselten. Aber noch weniger fehlte bei ihnen, ja bei ihnen am allerwenigsten, die groteske Rehrseite der Medaille.

Waren diese Konservativen in den Lebensformen ihres wirklichen Daseins Konservative? Kämpften sie um eine „organische“ Gesellschaftsordnung gegen die bürgerliche

Gesellschaft, die auf der Grundlage der Gewerbefreiheit und der Konkurrenz beruhte? War in Wahrheit ihr Ideal jenes feudale und gründlich verschönerte Mittelalter, das jedenfalls den wilden Konkurrenzkampf, den Krieg aller gegen alle noch nicht gekannt hatte, sondern den einzelnen Berufen auf Grund einer ständischen Arbeitsteilung eine gesunde Existenz sicherte? Man brauchte ja aus dem idealisierten Gesellschaftszustand nur ein paar Schönheitsfehler wie Raubritter und totgeschlagene Juden und klerikalen Geistesdruck hinwegzuber bessern, um wenigstens ein zwar unmögliches, aber doch reizvolles Endziel der gesellschaftlichen Organisation aufzustellen. Und dann wäre allerdings jene Rassenmystik der vollkommenste Ausdruck des konservativen Seelenzustandes gewesen, ungefähr der Protest des Feudalherrn gegen den Geschäftsmann. Aber die Rittergutsbesitzer des preußischen Ostens verstanden sich sehr gut gerade auch auf den Geschäftsbetrieb und schwärmten für hohe Getreidepreise, für Viehtransporte und Schnapsbrennereien, die etwas einbrachten. Sie machten nur dann Einwände gegen die freie Konkurrenz, wenn ihnen der Kapitalist in der Heimat oder der Farmer von Amerika her die Getreidepreise herabdrückte und die Bodenpreise herauftrieb. Solange England seinen Import für Getreide und Vieh aus Deutschland bezogen hatte, waren gerade die deutschen Agrarier begeisterte Freihändler gewesen; und es war ihnen vom bürgerlichen Geschäftsstandpunkt in keiner Weise zu verdenken, daß sie ebenso flink zum Schutzzoll übergingen, als dieser ihrem Geldbeutel wohlgefälliger erschien. Um aber die Lebensmittel künstlich zu verteuern, mußten die Agrarier die „Klinke der

Gesetzgebung“ in der Hand behalten. Sie mußten andre und sich selbst überzeugen, daß es keine wichtigere Aufgabe für die deutsche Nation gäbe, als halb bankerotte Rittergutsbesitzer mit standesgemäßem Kleingeld zu versorgen. In dieser schwierigen und peinlichen Lage blieb nur noch die Mystik und Romantik übrig, die Theorie von der Rasse und die Flucht zu den Ariern und zum Darwinismus. Man mußte sich des Geschäfts wegen für eine Edelrasse erklären, und das war des Pudels Kern. Diese Männer unterschieden sich in ihrem Ziel durchaus nicht von ihren kapitalistischen Gegnern. Sie wollten, wie diese, verdienen, viel verdienen, und sie hätten gern auf alle überbürgerliche Romantik verzichtet, wenn nur der Gewinnst dabei nicht allzu kurz kam. Auch mit ihren Bundesgenossen aus den Städten, mit den kleinen Kaufleuten und zünftigen Handwerkern, stand es nicht besser. Der von den Großkaufleuten und Warenhäusern bedrohte sogenannte Mittelstand verwünschte aus ganzer Seele die industrielle Revolution, und ganz sicherlich verdiente ein schwer ringender kleiner Kaufmann oder Handwerker ein gutes Stück menschlicher Teilnahme. Aber wiederum war es nicht die Romantik, sondern die geschäftliche Not und oft der schäbige Konkurrenzneid, der seine nackten Schamteile mit dem schützenden Feigenblatt einer mystischen Weltanschauung zu verhüllen suchte. Natürlich gab es einen grotesken Widerspruch: brav bürgerliche und oft sogar stark amerikanisierte Geschäftsleute in der Maske von Ariern und Nibelungenenkel! Eine Heuchelei war nicht dabei, sondern der Spaß gerade der, daß alle Welt und nicht zum wenigsten die Beteiligten selbst an diesen

Mummenchanz wirklich glaubten. Es kam aus der Zeit und erreichte in dieser Groteske seinen Gipfel. Im Lager der Konservativen trat der Widerspruch noch viel greller hervor, als bei ihren literarischen Gegnern. Ein Bordell oder ein Warenhaus so zu romantisieren, daß es als ein Symbol ungeheurer sozialer Übelstände erschien, war immer noch verständiger gedacht, als die Flucht zu den Nibelungen und Urariern, um höhere Getreidepreise herauszuschlagen oder die Schnapsbrennerei profitabler zu gestalten. Der Durchschnitt dieser sogenannten Romantiker kam nirgends über eine widerliche Komödie hinaus, und es bedurfte ganz außerordentlicher Naturen und gewaltiger Talente, um durch die Sonnenstrahlen einer blendenden Genialität die schauerliche Uniform bis zur Unkenntlichkeit zu verschönern. Ohne Bismarck, Schopenhauer und Richard Wagner wäre diese platte Mystik bald genug in einem Meer von fröhlichem Gelächter ertrunken.

Aber Bismarck verstand es, durch seine individuelle Anlage die Lacher zum Schweigen zu bringen. Er war als Diplomat ein Meister der feinsten Irrgänge und unterirdischen Labyrinth. Immer mehr wird es den spätern Geschichtsforschern deutlich, daß er auch die uraltesten Mittel der zünftigen Diplomatie, kurzweg gesagt das Intrigantentum, niemals verschmäht hat. Die Art, wie er im Jahre 1864 Oesterreich auf Preußens Seite hinüberlockte und Dänemark gerade durch das scheinbare Festhalten am Londoner Protokoll recht und schlecht auf den Leim führte; und wie er 1866 Louis Napoleon durch eine hinhaltende Verhandlung, die alles Mögliche erwarten ließ und sich dabei vor jedem Versprechen hütete, gründlich

und großartig betrog, um ihn dann vier Jahre später durch die Emser Depesche in die Luft zu sprengen — alles dies unterschied sich nicht durch die Methode, sondern nur durch die Todesentschlossenheit des verwegenen Spielers in der Anwendung dieser Methode von den zünftigen Mäxchen der handwerksmäßigen Diplomatie. Auch das nach seinem Diktat begründete „Reich“ war nichts weiter als eine Koalition von Bourgeois und Junkern, von Großkapitalisten und Agrariern. Der nüchterne geschäftliche Nutzen und die Diplomatenkunst eines großen Ministers hatten diesen Bau gemauert, der aber aus schon ange deuteten Gründen mit romantischen Dekorationen über und über verhängt wurde. Bismarck verstand auch diese Kunst, weil in ihm selbst ein ursprüngliches Stück Bauernromantik lebendig geblieben war. Aus einem verarmten Adelsgeschlecht der Altmark entsprossen, hatte er in seiner Frühzeit gründlich ausgekostet, was es für einen Rittergutsbesitzer bedeutete, vom modernen Kapital in seiner Existenz bedroht zu werden. Er hatte sich mit dem Aufgebot seiner gewaltigen Willenskraft und mit nicht gewöhnlicher Geschäftsflugheit gegen den Zusammenbruch gewehrt, und von jener Zeit her blieb eine starke agrarische Bitterkeit gegen die großen Städte und den modernen Staat in ihm zurück. Als Landjunker war er ein großer Naturschwärmer und ein Gemütsrealist der Alltäglichkeit, voll Andacht für das Nächstliegende und Kleine. Diese Stimmung stellte er mit instinktiver und genialer Bauernschlauheit in den Dienst seines agrarischen Klassenhasses. Auch später, als er die Vorteile einer Allianz mit dem Großkapital durchschaut und ohne viele Skrupel verwirklicht hatte, war er durchaus

der Meinung, daß der gemeinsame Beutezug für die Junkerklasse eine leoninische Teilung zu bedeuten hätte — das Kapital sollte der Esel sein und der Junker der Löwe. Dieser naive und gewaltige Egoismus der Bauernnatur kam immer wieder zum Durchbruch, und sein kolossales diplomatisches Intrigantentum war nichts weiter als sublimierte Bauernschlauheit. Dadurch ließ man sich über seine zünftige Routine hinwegtäuschen, und das Älteste und Verbrauchteste, das man längst überwunden glaubte, nahm sich an der Oberfläche wie der Vulkanismus einer Elementarnatur aus. So sprach man von kernigem Volkstum und vom Nibelungenenkel, und man hatte damit in gewissem Sinn vollkommen recht. Diese Seite seines Wesens, diese Echtheit einer bedeutenden Natur blendete und verführte sogar manche seiner prinzipiellen Gegner, und um so mehr darf man bei seinen interessierten Anhängern den guten Glauben voraussetzen. Scharfsinnigen Beobachtern blieb es freilich nicht verborgen, daß dieser angebliche Verkörperer der Volksseele seine Politik mit den oft sehr unvollständlichen und verschmitzten Mitteln einer Diplomatschule betrieb, die man früher gerade vom Standpunkt der Volkspolitik gar nicht genug hätte verlästern können. Da aber diese Zwiespältigkeit für Bismarcks Person, für diesen robusten und gewaltigen Agrarier, zweifellos eine organische Einheit bedeutete, so nahm man einfach auch den innern Widerspruch als solchen für eine organische Einheit, für eine Naturnotwendigkeit. Zumal die interessierten Kreise taten alles, um dieser Ansicht Anhänger zu werben, und so schien jene seltsame Geschäftsrömantik, eine höchst nüchterne Erwerbssgier ver-

leidet als Ekstase, durch die Persönlichkeit des Reichsgründers völlig gerechtfertigt. Dieser Nibelungenenkel paßte eben in einen Geisteszustand hinein, der unter anderm in Arthur Schopenhauer seinen größten Philosophen verehrte.

Schopenhauer hat die Politik prinzipiell immer herabgesetzt und geradezu verachtet, weil er in ihr nur Gezänke um das Interesse sah, während Bismarck in der Interessenpolitik wurzelte. Aber das hartnäckige Begehren und Festhalten hatte der Danziger Patriziersohn mit dem Altmärker gemeinsam. In seiner persönlichen Lebensführung war Schopenhauer bis in die Fingerspitzen ein harter Realist. Von seinem Vater, dem Danziger Handelsheerrn, hatte er die Wertschätzung des Geldes geerbt, und als verwirrte Familienverhältnisse ihn dazu veranlaßten, raffte er mit einem rücksichtslosen, um nicht zu sagen brutalen Griff sein Vermögen an sich und behauptete es, wobei es ihm ein mephistophelisches Vergnügen bereitete, den Leuten zu beweisen, daß ein Philosoph durchaus noch kein geschäftsunkundiger Träumer wäre. Und er hielt dafür, daß dieser Racker von Staat ihm sein wohl erworbenes Eigentum gegen den Pöbel zu beschützen hätte. Nur unter diesem Gesichtswinkel fand die Politik vor seinen Augen Gnade, und in seinem Testament vermachte er sein Vermögen den preussischen Soldaten, die im Kampf für die Ordnung gegen die Revolutionäre von 1848 zu Invaliden geworden waren. Darin offenbarte sich an einem berühmten und klassischen Beispiel die typische Angst der Bourgeoisie vor dem Proletariat und ihre schließliche Flucht unter die Fittiche des korussischen Adlers. Aber

er hatte trotzdem nicht vergessen, daß sein Vater, dieser hartnäckige Republikaner, ausgewandert war, als Danzig unter preußische Herrschaft kam, und insofern war auch er selbst ein echter Sohn der aufsteigenden Bürgerklasse geblieben, als die französische Revolution und der intellektuelle Zorn des achtzehnten Jahrhunderts wie unterirdische Maulwürfe in ihm weiter wühlten. Starke Aufstandsgelüste und Empörerinstitute konnte derselbe Mann nicht von sich weisen, der im Jahre der Revolution für seinen behäbigen Besitz gezittert hatte. Um die Abnormität zu steigern, so war gerade in ihm das eigentümliche Grundgefühl aller Rebellen, das starke und primitive Mitleid mit den Mühseligen, Beladenen und Unterdrückten, in besonders starker Weise entwickelt. Es erstreckte sich bei ihm sogar auf die stumme Kreatur, auf das Tier, und er litt Zeit seines Lebens an dem Widerspruch zwischen seinem massiven Begehren und seinem nicht minder massiven Mitleid. Die einzige Lösung des Problems lag für ihn im Verzicht auf jede Lösung, im vollkommenen Fatalismus. Sein philosophischer Genius, seine gewaltige metaphysische Begabung und vor allem sein unbändiger Stolz wollten es freilich nicht Wort haben, daß hier nur das persönliche Problem eines besonders gearteten Menschen vorlag. In der Tat offenbarte er in seiner mächtigen Weise ja nur den typischen Konflikt des Bürgertums, das revolutionär und mitunter sogar sozialrevolutionär und altruistisch gestimmt war und dennoch in seinem primitiven Besitzegoismus vor jeder Revolution zitterte. Schopenhauer hätte also ganz recht gehabt, seinen persönlichen Fall als ein typisches Ereignis ersten Ranges zu behandeln. Aber er projizierte

es nicht in die Historie, sondern in das Universum, wobei ihn die werdende moderne Naturwissenschaft und die altromantische Naturphilosophie zugleich bestimmten. Das dunkle und stiere Begehren, das ihn selbst quälte, schrieb er dem Kosmos zu, der organischen wie der sogenannten anorganischen Natur vom Kristall bis hinauf zum Menschen. Er nannte diese dunkle Gier „Wille zum Leben“, und die Erkenntnis des Leidens der Kreatur, die Kraft des Mitgeföhls, sollte nicht etwa nur die menschliche Gesellschaft von Not und Elend befreien, sondern gleich das Universum, den Kosmos mit allen seinen Sternen und Welten. Hier beginnen die reizvollen und geheimnisreichen Irrgänge, die dämmernden Farben, die berauschte Mystik, der elementarische Weihrauch der Schopenhauerschen Philosophie. Es genügt, auf das Symbol, das seinem verzückten Seherblick vorgeschwebt hat, und auf das Endziel seiner Ethik hinzuweisen. Das Symbol war eben die Schopenhauersche Natur, der Kosmos als ein furchtbares Schlachtfeld. Dieses grauenvolle Inferno, wie er es mit der brennendsten Glut einer wissenschaftlich-realistischen Poesie so intensiv hingemalt hat, daß selbst der spätere Darwinismus ihn nicht mehr zu überbieten vermochte! Dazu kam dann noch das letzte Wort seiner Ethik: die Glut der Askese, der Säulenheilige des Mittelalters. Nur der Heilige, der jedem „Willen zum Leben“, aller weltlichen Lust abstarb, konnte den Kosmos erlösen. Unter dieser „Erlösung“ verstand aber Schopenhauer eigentlich das Nirvana, das absolute Nichts, den Weltselftmord, wenn man so sagen darf. Seine Gegner sprachen von „Christentum“, und sie hatten recht. Aber

es war nicht das reale historische, sondern ein auf den Kopf gestelltes Christentum. Schopenhauer wußte nichts davon, daß in der urchristlichen Zeit die Askese nichts war als die militärische Disziplin der kommunistischen Sozialisten. Man kannte damals eine Lösung der sozialen Frage nur in der primitiven Form der Wohltätigkeit und der Verteilung. Um die Reichen und Mächtigen dazu anzustacheln, mußte eine Werttafel voll asketischer Ideale über sie aufgehängt werden. Mit Donnerworten, die lange nachhallten, wurde Opferwilligkeit, Gehorsam, Demut und Askese gepredigt, und in den Klosterzellen waltete als Kennzeichen der militärischen Disziplin die Geißel, wie einst bei den römischen Legionen der Stoß des Zenturio. Diese sehr praktische und vom damaligen Proletariat diktierte Zeitrichtung mochte in besonders heroischen Ausnahmenaturen bis zum Extrem und Erzeß zum Ausblühen gelangen, und der Blick des einsamen Philosophen von Frankfurt hatete wie verzücht lediglich an diesen Ausnahmenaturen. Soweit das Christentum eine praktische Sozialethik gewesen war, wies er es als ein jüdisches Gewächs mit erbittertem Antisemitismus zurück. Jene Ausnahmeerscheinungen erklärte er nicht aus den Bedingungen ihres Zeitalters, sondern aus der berückenden Metaphysik seiner Philosophie, und dieses also sublimierte Christentum verquickte er mit den himmeltürmenden Spekulationen des indischen Pantheismus. Natürlich wurde seine Ethik jeder Bodenständigkeit und praktischen Wirksamkeit beraubt. Sie blieb Philosophie, Literatur und Dichtung, eine orgiastische Mystik, die höchstens von besonders ausgewählten Einzelmenschen zu verwirklichen war. Schopen-

hauer selbst gehörte keineswegs zu diesen Auserwählten, und nicht nur seine persönliche Lebensführung, sondern auch der geheimste Zug seiner geistigen Tätigkeit ging eigentlich nach einer ganz andern Richtung. Sein großer Schüler und Überwinder, Friedrich Nietzsche, bezeichnete ihn einmal als ein Moralistengenie, das sich metaphysisch verummumt hätte. In der Tat hat Schopenhauers Individualität sich wohl in andern Werken bedeutender, aber nirgends so voll natürlicher Naivität und altväterlicher Anmut entfaltet, als in seinen „Aphorismen zur Lebensweisheit“. Der Literaturkundige spürt etwas von dem lieben und wohl auch pedantischen Geruch der moralischen Wochenchriften des achtzehnten Jahrhunderts. Er denkt an Addison's „Spektator“ und ein wenig an die verschollenen deutschen Moralisten, die Garve, Nikolai, Mendelssohn. Das aufkommende Bürgertum jener Zeit hatte in solcher Form seine Moral und Lebensweisheit mit Behaglichkeit verkündigt, ausführlich beschrieben und verherrlicht. In Schopenhauers Aphorismen erreichte diese Richtung ihren Gipfel und wurde, was man ihr nie zugetraut hätte, zur Lebensfülle und Lebensfarbe und Genialität emporgesteigert. Die Urwüchsigkeit seines bürgerlichen Instinkts offenbart sich in den Aphorismen jedem ersten Blick, und hier allein war sein innerster Mensch wirklich zu Hause, mochte sich sein Genie auch bis zur Erschöpfung und Ausschweifung zwischen den blutroten Wolkengebirgen seiner Metaphysik tummeln. Die Schopenhauersche Philosophie predigte Weltflucht und sogar Weltvernichtung, während sich die Schopenhauersche Lebensweisheit im Bürgertum